

PROLOG



ES IST DAS LETZTE MAL, DASS ICH ZUR EISENBAHNBRÜCKE GEHE. ES IST Abschied und Neubeginn. Und irgendwie kommt es mir plötzlich so vor, als hätten all die bedeutenden Momente meines Lebens in schwindelerregenden Höhen stattgefunden. Ich erinnere mich noch so gut an den Tag, an dem ich dich hier oben getroffen habe.

Fast spüre ich wieder den warmen Frühlingswind auf meiner Haut, obwohl es heute so kalt ist.

Ich komme von der Ostseite, wie damals. Und wie damals lasse ich meinen Rucksack am Rand der Brücke zurück und stiefele einsam in der Mitte der Gleise weiter. Das morsche Holz ist mit frisch gefallenem Schnee bestäubt, der aussieht wie Puderzucker. Ich höre das Knirschen meiner Schritte, atme die feuchtkalte Luft in mich hinein. Unter mir tost der Willow Creek, und in seinem Rauschen finde ich einen Teil meiner Wut.

Ja, ich bin wütend auf dich. Unendlich wütend. Aber nicht nur. Ein Teil von mir ist auch voller Liebe. Voller Dankbarkeit. Ich ziehe mir das Band mit dem schwarzen Kranich vom Handgelenk und atme tief ein.

Don't cry a river for me, Baby – würdest du jetzt zu mir sagen und ich würde lächeln. Weil es – wie vieles, was du gesagt hast – mehrere Bedeutungen haben kann. Mein Herz ist so schwer. Doch es ist auch leicht. *Gegensätze, Baby, yeah.*

Am Zeigefinger lasse ich den Origamivogel über dem Abgrund

baumeln. Origami, das wird wohl nie meins sein; aber du hast gesagt, man solle immer etwas symbolisch fliegen lassen, jedes Mal, wenn man nicht springt. Deshalb habe ich mir extra rabenschwarzes Papier in Mrs. Wilsons Bastelladen gekauft und den Kranich gefaltet. Okay, er ist jämmerlich, aber du siehst es ja nicht.

Wärst du damals nicht gekommen, wäre ich gesprungen.

Ich bin mir ganz sicher. Du hast mich also tatsächlich gerettet, auch wenn du sagst, es sei umgekehrt gewesen.

Für einen Moment blicke ich in den Abgrund. Der Fluss klingt jetzt sanfter. Fast so, als flüsterte er mit jedem Aufsprudeln seiner Schaumkronen unablässig deinen Namen.

Ri-ver. Ri-ver. Ri-ver.

Das Band rutscht sacht von meinem Finger, dann trudelt der Kranich endlos-endlos-endlos hinab, und da er in dieser gewaltigen Naturkulisse so winzig ist, sehe ich nicht, wie er von den dunkelblauen Fluten verschluckt wird.

Er ist einfach fort.

So wie du.

Das war's. Und natürlich weine ich jetzt doch, auch wenn ich dir versprochen hatte, es nicht zu tun. Ganz zart taste ich nach dem weißen Schwan an meinem anderen Handgelenk, spüre das Papier wie ein Streicheln.

Ich vermisse dich, Riv.

Und es wird niemals einen Tag geben, an dem ich nicht an dich denke. An dich und diesen magischen Sommer voller Liebe, schöner Wörter und dunkler Geheimnisse, aber trotzdem gehe ich jetzt.

Ich muss es tun.

Auf mich wartet eine ganze Welt.

KAPITEL EINS



WIE GEBANNT STARRE ICH AUS DEM ERSTEN STOCK HINAB AUF UNSEREN frisch gemähten Rasen und die weiß blühende Rosenhecke.

Manchmal will ich springen. Es ist Montag, meine Zimmertür ist abgeschlossen und ich sitze wie jeden Morgen auf dem Fenstersims, die Finger an den Rahmen gekrallt. Etwas lockt mich, drängt mich, loszulassen und mich selbst dabei zu beobachten, wie ich falle. Ich empfinde nichts, das erschreckt mich jedes Mal. Weder habe ich Herzklopfen noch beschleunigt sich mein Puls, womöglich, weil der Abstand zum Boden nicht hoch genug ist.

Ich würde nicht sterben. Wahrscheinlich nicht. Viel eher würde ich mir das Rückgrat brechen und wäre anschließend nicht nur stumm, sondern auch querschnittsgelähmt.

Meine Mum sagte einmal, alles nähme ein gutes Ende für den, der warten kann. Eigentlich waren das nicht ihre Worte, sondern die von Leo Tolstoi. Keine Ahnung, ob der Schriftsteller je auf etwas warten musste, ich weiß nur, dass er mit neun Vollweise wurde. Als Mum unsere Familie verlassen hat, blieb mir wenigstens noch Dad.

Was für ein Glück!, denke ich sarkastisch.

»Kansas?« Die Stimme meines Bruders schallt ungeduldig aus dem Erdgeschoss nach oben, sicher ist er schon in der Küche. Sicher sind alle schon in der Küche. Dad, Arizona und James. Und bestimmt war Arizona die Erste, denn für meine schillernde Schwester können sich die

Uhrzeiger des Lebens nicht schnell genug drehen; sie ist wie ein Tornado, der über alles hinwegfegt, gleich welches Chaos sie dabei hinterlässt.

»Beeil dich! Ich fahre in zehn Minuten, mit oder ohne dich!«, ruft James genervt.

Innerlich seufze ich auf. Ich hasse es, den Bus zu nehmen, weil ich mir darin vorkomme wie ein Alien, das zufälligerweise auf der Erde gelandet ist, mal abgesehen davon, dass ich den Sieben-Uhr-Dreißiger verpasst habe. Es hat auch alles keinen Sinn. Ich muss in die Schule. Ich kann Dad unmöglich schon wieder Bauchschmerzen vorspielen, das hat er mir die letzten drei Male in der vorherigen Woche schon nicht abgekauft. Die Anzahl meiner Fehlstunden übersteigt mittlerweile das zulässige Maß. Dabei bekomme ich wirklich Bauchschmerzen, wenn ich nur an die Kensington denke.

Mutlos rutsche ich vom Fensterbrett. Am liebsten würde ich mich in meinem Zimmer verschanzen. Es ist der einzige Ort, an dem ich mich sicher fühle.

Ich schaue mich um und mein Blick schweift über die rosafarbene Blümchentapete hin zu den Vorhängen mit den blassgelben Sonnen und von dort weiter zu dem alten Eckregal mit meinen Kinderbüchern. Daneben stapeln sich fast bis zur Zimmerdecke die neueren Bücher in mehreren Säulen. Fantasygeschichten und Märchenadaptionen.

Wenn es nach mir ginge, könnte ich für immer in meinem Zimmer bleiben. Die Zeit scheint hier drin stehen geblieben, hier in meinen vier Wänden kann ich immer noch das Mädchen sein, das an Wunder glaubt, das wartet, bis seine Mum zurückkommt. *Bis alles gut wird.*

Ich habe sogar noch die eingerahmte Geburtstagskarte von ihr an meiner Wand hängen. Die erste und letzte.

Alles Gute, Kansas. Kauf dir etwas Schönes. Ich denke viel an dich.

Arizona hat nur das Geld genommen und die Karte mit spitzen Fingern in den Müll gepfeffert, als wäre sie verseucht, während James eine Art Puzzle aus seiner letzten Karte gebastelt hat. Ich glaube, er hat vorher noch einen Totenkopf darauf gemalt.

»Kansas, Himmel, Sack, Zement! Komm endlich! Ich weiß genau,

dass du mich hörst! Noch neun Minuten!« Jetzt klingt James sauer. Oder in seiner Sprache ausgedrückt: angepisst.

Mist! Ich trage immer noch mein Schlafshirt, ein ausrangiertes blaues Langarmshirt von meinem Bruder, das mir bis zu den Knien reicht. Manchmal denke ich, es ist meine letzte Verbindung zu ihm. Etwas, das ich auf der Haut fühlen kann wie eine Umarmung.

Für einen Moment betrachte ich das Mädchen, das mir aus dem Spiegel entgegenblickt. Es ist mir so fremd. Fremder als Arizona. Fremder als mein Bruder Jamesville, fremder als Dad.

Es könnte jemand anderes sein, eine Person, die mir nur zufällig begegnet ist und an die ich mich jetzt flüchtig erinnere – und vielleicht wäre das gut.

Das Mädchen im Spiegel sieht aus wie ein blasses Vorher-Foto in einer Zeitschrift – wenigstens ist nichts in dem ovalen Gesicht zu groß oder zu klein. Ein Allerwelts Gesicht, dazu hellbraune glatte Haare, die weit über die Schultern fallen, und grüne Augen, die zu weit auseinanderstehen und immer ein wenig verschüchtert dreinblicken. *Feenaugen* hat Dad früher oft gesagt, aber das war, bevor Mum gegangen ist. In letzter Zeit sehe ich so aus, als wäre ich irgendwie nicht richtig da, fast durchscheinend. So wie Marty McFly, als er sich in *Zurück in die Zukunft* auf dem Foto nach und nach aufgelöst hat. Manchmal wundere ich mich, dass Zwillinge so unterschiedlich sein können wie Arizona und ich.

Arizona wäre mit ihren babyblauen Kulleraugen und den blonden Locken immer das Nachher-Foto. Außerdem sorgt sie mit einem Kilo Make-up, Netzstrümpfen und High Heels ständig dafür, ja nicht übersehen zu werden.

Ich ziehe eine Grimasse, wende mich von meinem Spiegelbild ab und streife mir das Shirt von James über den Kopf. Ich glaube, er weiß nicht mal, dass es in meinen Kleiderschrank gewandert ist, aber er weiß so vieles nicht mehr. Schnell schlupfe ich in eine helle Jeans, ein dunkelblaues Langarmshirt und meine Flip-Flops. Wenigstens entsprechen meine Schuhe den vorausgesagten dreißig Grad in Minnesota.

»Kansas!«, brüllt James. »Wenn du jetzt nicht runterkommst, kannst du nicht mehr frühstücken! Du weißt, dass ich pünktlich fahren muss, weil ich sonst bei Wilcox & Sons rausfliege.«

Und ich weiß auch, wem er es zu verdanken hat, dass er dort schuften muss!

Ich ziehe die Ärmel bis weit über die Handflächen und selbst dabei

schmerzen die blauen Flecke an meinen Armen und Schultern. Ich kann sowieso kaum noch etwas essen.

Mein Handy piepst. Ich anlege es von meinem Nachttisch und werfe dabei einen Blick auf das einzige Foto von Mum, das in diesem Haus existiert. Sie lächelt mir zu.

Unten brüllt James schon wieder meinen Namen. Schnell schaue ich die Nachricht an. Sie ist von Mr. Spock, meinem einzigen Freund.

Sternzeit: 7:30, wir befinden uns auf der Erde; Mr. Spock an Arielle: Was hast du am Wochenende gemacht? Gehst du heute in die Schule? Lass dich bloß nicht assimilieren!

Hätte ich nicht so furchtbare Angst vor dem Tag, würde ich jetzt lächeln. Ich texte zurück:

Arielle an Mr. Spock, Sternzeit: Viel zu früh und schon wieder Montag! Das Übliche. Hausaufgaben, Haushalt, den hier sonst keiner macht, lesen.

Mr. Spock: Oh, du bist nicht nur die stumme Meerjungfrau, sondern auch Aschenputtel? Lebe lange und in Frieden! Viel Glück heute!

Vaj vIneH SoH je, tippe ich. Das ist Klingonisch und bedeutet: Das wünsche ich dir auch.

Ich habe Mr. Spock in einem Online-Forum kennengelernt. Wir sind Leidensgenossen, doch ich weiß nicht viel mehr über ihn, als dass er eine Leidenschaft für Star Trek hat, aber welcher Junge ist kein Star-Trek-Fan? James hatte früher sogar mal ein Sammelalbum, weshalb ich jetzt einige Grundkenntnisse besitze. Angeblich ist Mr. Spock ein Außenseiter, heißt Milford Holloway und wohnt in Portland, aber das kann natürlich gelogen sein. Er könnte auf meine Schule gehen – allerdings schließe ich das aus. Niemand auf der Kensington würde mir etwas Nettes schreiben, weil sie alle Angst vor Chester haben.

Mein Handy piepst wieder. Bevor ich mir die Message anschau,

verstaue ich schnell Mums Bild in meiner Schultasche, damit es keiner entdeckt, denn das wäre der Super-GAU.

Mr. Spock: *Nur noch zwei Wochen!*

Mehr muss er nicht schreiben, ich weiß, was er meint.

Nur noch zwei Wochen, wiederhole ich im Stillen, *dann sind neun Wochen Ferien*. Neun Wochen, in denen ich mich zuhause verkriechen kann und nicht hinaus in die Welt gehen muss.

Als ich in die Küche komme, sitzen Dad und James schon am Esstisch, während Arizona mit riesigen Mickey-Mouse-Kopfhörern an der marmornen Arbeitsplatte steht und schwungvoll eine Gurke kleinschneidet. Sie bemerkt mich nicht, denn die Kopfhörer sind an ihr Handy gestöpselt, trotzdem dröhnt der Bass der Demons'n'Saints durch die Dämpfung. Sie wippt mit dem Fuß im Takt zur Musik und singt hin und wieder eine anklagende Zeile von *All Your Fault* mit. Sie sieht wunderschön dabei aus und ich nutze den Augenblick und betrachte sie, wie sie die Gurkenstücke mit einer theatralischen Geste in den Mixer fallen lässt. Faust über den Shaker – zack – Finger explosionsartig öffnen. Selbst bei der Zubereitung eines simplen Smoothies wirkt sie, als wäre sie eine Schauspielerin und folgte einer geheimen Regieanweisung.

Ich beneide sie so sehr, wie ich sie liebe und vermisse. Ich beneide sie, weil sie bei der Hitze in einem knalligen Tanktop und kurzen Hosen herumlaufen kann – wobei sie ihre Shorts später im Auto gegen eine gewagte Hotpants und Netzstrümpfe austauschen wird, etwas, das Dad niemals erlauben würde. Und ich beneide sie, weil sie einfach macht, was ihr gefällt, ein bisschen wie Pippi Langstrumpf. Alle wollen mit ihr befreundet sein – auch wenn sie weder eine Musterschülerin ist noch die Cheerleader trainiert. Sie hat dieses Fixstern-Gen, das alle um sie kreisen lässt, keine Party, kein Event beginnt richtig, bevor sie da ist.

Wie mit einem Greifarm nimmt sie jetzt die nächste Ladung Gurkenstücke, dabei entdeckt sie mich und kehrt mir demonstrativ den Rücken zu.

Mein sowieso schon verkrampfter Magen wird noch härter. Ich vermisse sie so sehr. Denn seit Chester mich geküsst hat, straft sie mich mit Schweigen. Im Grunde ist das der totale Hohn, da das Schweigen etwas ist, das man nur mit Kansas Montgomery in Verbindung bringt.

Und der Kuss von Chester – sagen wir mal, ich habe nicht darum gebeten.

Still setze ich mich auf meinen Platz neben Dad.

Er blickt nicht mal von seiner Zeitung auf und ich weiß wieder einmal nicht, ob er mich schlicht und einfach übersieht oder übersehen will.

Am liebsten würde ich ihn anschreien: *Sieh mich! Frag, was mit mir los ist!* Aber ich kann nicht. Uns trennt eine Mauer, so wenig zu durchbrechen wie die Stahltresore von Fort Knox.

So unauffällig, als müsste ich mich zu meinem Schweigen auch noch unsichtbar machen, schütte ich mir eine Ladung Nussmüsli in die Schüssel, obwohl ich keinen Appetit habe.

Während ich möglichst geräuschlos kaue, erwische ich meinen Bruder dabei, wie er mich über den Rand seiner *Psychology Today* beobachtet. Als sich unsere Blicke begegnen, schaut er schnell weg.

Der Nächste, der erleichtert ist, wenn ich mich oben in meinem Zimmer verbarrikadiere, nur weil er nicht weiß, wie er mit mir umgehen soll. Außerdem tut James gerade so, als würde ich ihn absichtlich anschweigen. Alles, was er sagt und tut, scheint irgendwie ein Protest gegen meine Person zu sein.

Okay, er ist sauer auf mich, weil meine sauteure Privatschule Dads Einkommen verschlingt. Deswegen muss er jetzt bei den Lackaffen von Wilcox & Sons in der Autowerkstatt arbeiten und sein Psychologiestudium muss warten.

Vielleicht ist das der Grund, weshalb er mich entweder anfährt oder komplett ignoriert, keine Ahnung. Früher wusste ich immer, was in ihm vor sich geht.

Das ist das Schlimme am Schweigen, am Nicht-sprechen-Können. Alles entgleitet einem. Nicht nur man selbst oder die Worte, sondern auch die Menschen.

Ich schaue von ihm zu Arizona, die immer noch Musik über Kopfhörer hört und mich geflissentlich übersieht, und dann zu Dad. Der merkt es und ich senke schnell den Blick, fühle die Last auf meinen Schultern noch schwerer werden.

Wir sollten eine Familie sein. Hier sitze ich neben ihnen und sie wissen nichts von all dem, was mir passiert. Sie alle denken, mein Schweigen wäre Trotz oder Ablehnung.

Instinktiv balle ich die Faust und presse meine Nägel in die Handflä-

che, was die Wunden dort brennen lässt, aber der Schmerz ist beinahe erleichternd.

Es ist nicht so, dass ich schon immer geschwiegen habe. Als Kind war ich einfach nur krankhaft schüchtern. Das Sprechen übernahm in unserem Zwillingsgespann immer Arizona, was für Zwillinge nicht unüblich ist. Sie war mein Sprachrohr zur Welt und ich schaffte es lange Zeit, damit durchzukommen.

Als Mum später von heute auf morgen verschwand, hörte ich komplett auf, mit Lehrern und Mitschülern zu sprechen. Zuerst fiel es gar nicht auf, weil Arizona in der Schule sowieso öfter für mich gesprochen hatte. Erst in der Middle School erfuhr Dad davon.

Der Direktor und er schickten mich zu der Schulpsychologin, die für dieses Phänomen sogar eine Diagnose parat hatte: selektiver Mutismus, eine Phobie vor dem Sprechen. Selektiv, da sie nur in bestimmten Situationen auftritt. Leider brachten die Therapien keinen Erfolg. Ich malte, bastelte, sprach aber weiterhin nur zuhause, wobei ich mit Dad noch nie viel geredet habe. Mein Dad ist ein ernster, einschüchternder Mann, groß, mit schwarzen wilden Locken und schwarzen durchdringenden Augen. Disziplin geht ihm über alles. Als Kind konnte ich in seiner Gegenwart nur flüstern, das hat ihn oft wahnsinnig gemacht.

Jemand, der mit dem Sprechen kein Problem hat, versteht nicht, was es für mich bedeutet. Reden ist für mich viel mehr, als nur den Mund aufzumachen und etwas zu sagen. Es ist, wie wenn ich einen Teil von mir aufgeben würde, so als wäre das Schweigen ein Teil meines Charakters geworden. Und je länger das vollkommene Schweigen andauert, desto weiter entferne ich mich von der Grenze zwischen den beiden Ländern. Dem Land des Schweigens und dem Land der Sprache. Das Land des Schweigens ist wie Treibsand. Man rutscht hinein und wenn einen niemand rechtzeitig herauszieht, verschwindet man darin.

Ich spüre den dumpfen Druck in der Brust und dränge das Gefühl des Abgelehntwerdens zurück. Als ich wieder zu Dad schaue, runzelt er die Stirn und blickt von seiner Zeitung auf. Erst denke ich, er will etwas zu mir sagen, und mein Herz macht einen winzigen Hüpf, doch er wendet sich an Arizona.

War ja klar!

»Ich habe hier was, das dich interessieren könnte«, ruft er, um den Mixer-Krach und die Musik aus ihren Kopfhörern zu übertönen.

»Was?«, schreit Arizona so laut zurück, dass ich zusammenzucke. Sie

zieht den Kopfhörer runter, sodass er jetzt wie ein Nackenkissen um ihr Genick liegt, und schaltet den Smoothie-Maker aus. Danach trinkt sie den giftgrünen Inhalt direkt aus dem Mixer und angelst sich einen belegten Bagel von der Küchenarbeitsplatte.

»Danke, den hatte ich mir für die Pause bei den Scheiß-Wilcox geschmiert«, bemerkt James trocken.

»Jamesville«, fährt Dad ihn an. »Lass das! Du bist zwanzig, keine vierzehn.«

Arizona wirft James ein Kuschhändchen zu und beißt herzhaft hinein.

Dad tippt auf die Zeitung. »Das Konzert in Minneapolis, zu dem du am Wochenende wolltest ... von diesen Sinners'n'Saints ...«

»Sie heißen Demons'n'Saints, Dad! Du sagst es absichtlich falsch, um mich zu ärgern. Du weißt ganz genau, wie sie heißen ... Was ist damit?« Arizona vergisst, in den Bagel zu beißen, und ihre blauen Augen durchbohren Dad fast.

»Das Konzert wurde abgesagt.«

»Was?«

Dad blättert neben mir in der Zeitung und tut immer noch so, als wäre ich nicht da. Okay, ich sehe aus wie Mum und es gab Missverständnisse zwischen uns, aber das gibt ihm nicht das Recht, so zu tun, als gäbe es mich nicht. Das Elendsgefühl kriecht noch tiefer in mich hinein. Ich könnte unsichtbar sein und meine Familie würde genauso weiterleben. Meine Existenz ist völlig egal.

»Demons'n'Saints sagt wegen privater Unpässlichkeiten geplante Sommer-Tournee ab«, liest Dad jetzt vor und deutet auf die Überschrift, darunter ist ein Foto des beliebten Leadsängers abgedruckt. Er trägt von Kopf bis Fuß schwarz – wie James. Die dunklen Haare stehen zerzaust von seinem Kopf ab, die Augen leuchten wie hellblaues Eis in dem schwarz-weiß geschminkten Gesicht. Er sieht unheimlich aus, wirklich wie ein Dämon – nicht wie ein Heiliger. Ich begreife nicht, dass die ganze Nation ihn liebt, auch wenn die Musik okay ist, wenn man auf Punkrock steht. Okay, aber nicht gut.

»Das ist die Strafe für meinen verfuck...«

»James!«

»Für meinen Bagel, ist ja schon gut!« James steht auf und nimmt sich ein abgepacktes Sandwich aus dem Kühlschrank. »Meinetwegen brauchen sie gar nicht mehr aufzutreten. Der Sänger jault wie eine Katze, der man auf den Schwanz tritt. Und erst diese bescheuerte Maskierung.

Psychoanalytisch betrachtet sind Menschen, die ihr wahres Gesicht verbergen, zutiefst ...«

»Hör auf, immer alles zu analysieren. Analysiere doch die Frühstücksflocken«, fährt Arizona dazwischen und sieht aus, als würde sie James den Bagel am liebsten mitten ins Gesicht klatschen. »Asher Blackwell jault überhaupt nicht. Außerdem hat er eindeutig die tollsten eisblauen Augen der Welt. So wie Ian Somerhalder.«

»Zutiefst verunsichert oder verletzt«, beendet James ungerührt seinen Satz. Mir fällt zum ersten Mal auf, dass er nicht flucht, wenn er über Psychologie redet.

Dad reicht Arizona die Zeitung und lächelt sie liebevoll an. »Tut mir leid für dich, Sweetheart.«

Wieder balle ich unter dem Tisch die Faust und meine Fingernägel graben sich schmerzhaft in die Haut, doch ich kann die Geste nicht unterdrücken. Ich hasse es, wenn Dad das tut. Extra so lieb und aufmerksam zu Arizona zu sein, um mir wehzutun. Vielleicht denkt er, er könnte mich mit Liebesentzug wieder zum Reden zwingen, aber er macht es nur noch schlimmer. Wieder spüre ich den Druck in meiner Kehle, all die ungesagten Worte. *Du bist mein Dad! Du solltest mich lieben und beschützen. Du solltest für mich da sein!*

James geht mit langen Schritten zur Tür. »In zwei Minuten am Auto, Kansas«, sagt er knapp. »Ich hoffe, du schaffst das! Ari – du bist fertig?«

»Fast!« Sie stopft sich eilig den Rest des Bagels in den Mund und wischt sich mit dem Handrücken über die Mundwinkel.

Ich nicke nur verhalten, doch James ist bereits weg. Ich wünschte, ich könnte ihm sagen, wie sehr er mir fehlt. Er war nicht immer so wie jetzt. Früher war er mein Ruhepol, wenn Arizona mir zu aufgedreht war. Oft saß ich stundenlang bei ihm in der Garage, vor allem, wenn er mal wieder an seinem Fahrrad herumgebastelt oder das von einem seiner Freunde repariert hat. Reparieren, das war immer sein Ding. Jeder aus unserem Viertel kam zu ihm. Der betagte Mr. Tabor mit seinem alten Radiowecker, die Witwe Mrs. Wright mit der Bitte um Hilfe bei der Reparatur ihres Gartenzauns. Der vierjährige Tobias mit der gelben Ente, die eine Spieluhr im Bauch hatte. Irgendwie fasziniert es James, kaputte Dinge wieder zusammenzuflicken, wahrscheinlich will er deswegen auch Psychologie studieren.

Ich war damals einfach nur glücklich, dass er mich bei allem zusehen ließ, auch wenn ich kaum etwas sagte. Insgeheim war er wohl froh, dass

ihm wenigstens eine seiner beiden Schwestern zuhörte, und irgendwie hatten wir beide dasselbe Verständnis vom Leben, auch wenn wir es zu dieser Zeit nicht hätten formulieren können. Als Mum gegangen ist, hat uns die Leere, die sie hinterlassen hat, zusammengeschweißt, viel mehr als ihn und Arizona. Was mich anging, waren die beiden immer Rivalen: Wer durfte für mich im Restaurant bestellen, wer kaufte mein Eis.

Ich starre auf die Tür, durch die James verschwunden ist. Wir haben beide die Welt buchstäblich nicht mehr verstanden. Sie war uns fremd geworden.

Unbewusst schüttelte ich den Kopf, während Arizona ihr Handy einsteckt und mit den Kopfhörern um den Hals und der Zeitung in der Hand Richtung Garderobe läuft. Sie ist bereits wieder in den Artikel vertieft. »Bis heute Abend!«, sagt sie abwesend zu Dad, der ihr ein »Pass auf dich auf!« hinterherruft.

Nervös starre ich auf die Haselnüsse, die in meiner noch fast vollen Müslischale schwimmen. Die Küche wirkt leer ohne James und Arizona, fast seelenlos. Ganz flach atme ich ein und aus und wünsche mir, Dad würde mal irgendetwas Nettes sagen. Etwas, das mir hilft, diesen Tag zu überstehen, doch die Luft ist aufgeladen vor Spannung. Es ist, als wäre das Schweigen zwischen Dad und mir ein Schrei, so laut, dass er bis ins Mark dringt.

Ich kann nicht mehr weiteressen.

»Ich habe dich für die Sommerschule angemeldet.«

Es dauert ein paar Sekunden, bis ich begreife, dass seine Worte tatsächlich mir gelten und was sie bedeuten. Der Adrenalinstoß, der durch meine Adern jagt, lässt mich trotz der Hitze zu Eis erstarren.

Chester und ein paar Hills müssen auch zur Sommerschule, das hat Dirextochter Abigail neulich überall ausposaunt.

»Dein Direktor hat mich angerufen. Er sagt, deine Lehrer meinen, du kämst mit dem Unterrichtsstoff nicht hinterher. Außerdem hast du viel zu viele Fehlstunden.«

Oh Gott, nein! Mit zitternden Fingern greife ich nach meinem Handy, meinem Kommunikator zur Außenwelt. *Bitte nicht!*, tippe ich fahrig und schiebe es ihm hin.

Er sieht nicht einmal darauf. »Im Herbst beginnt dein Seniorjahr. Ich möchte nicht, dass du einen schlechten Abschluss machst, es wird sowieso schwierig genug sein, einen Collegeplatz für dich zu finden, wenn es überhaupt klappt.«

Ich fehle ab heute nicht mehr, tippe ich schnell dazu, ich versprech's dir! Ich lerne die ganzen Ferien über! Ich halte ihm das Handy vors Gesicht, doch Dad steht ungerührt auf, ohne meine Worte abzulesen.

Das ist schlimmer als ein Schlag ins Gesicht. *Geh nicht weg! Schau dir an, was ich sagen will! Ignorier mich nicht!*, schreie ich in Gedanken.

Dad ist bereits an der Tür. »Du bist angemeldet und du wirst hingehen, das ist mein letztes Wort. Die Schule hat mich bisher ein Vermögen gekostet, ich will es nicht unnötig investiert haben!«

Dad! Ich springe auf, wieder mit dem Handy in der Hand und fühle mich erbärmlich. *Lies, was ich geschrieben habe! Bitte, lies es! Ich kann nicht in die Sommerschule, ich sterbe, wenn du das tust!*

Dad scheint meine Panik nicht zu bemerken. Er drückt meine Hand mit dem Handy nach unten.

»Rede, wenn du etwas zu sagen hast. Du kannst sprechen. Das wissen wir alle. Und jetzt pack deine Sachen, sonst fahren die anderen ohne dich.«

Seine Worte erscheinen mir grausam. *Die Kensington ist die Hölle*, will ich rufen, aber die Distanz zwischen mir und der Welt ist zu groß. Ich bin in meinem Schweigen gefangen. Ich habe schon zu lange nicht gesprochen und das Wiederauftauchen von der einen Welt in die andere ist einfach zu schwer. Ich kann das Innen und das Außen nicht zusammenbringen, mein Körper sperrt sich dagegen, meine Seele erst recht.

Meine Augen brennen. *Dad, bitte, ich tue das nicht absichtlich!*, tippe ich, doch auch das liest er nicht.

»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich mit dir machen soll«, sagt er jetzt in diesem hoffnungslosen, resignierten Tonfall, der mir jedes Mal den Boden unter den Füßen wegzieht. Ich bin ihm eine Last, er hält mich für eine Versagerin. Im schlimmsten Fall sogar für eine Lügnerin.

Ganz fest presse ich wieder meine Nägel in die Handfläche, spüre den scharfen Schmerz in den nie verheilenden Wunden.

Mit einem Kopfschütteln wirft er einen letzten Blick auf mich, dann lässt er mich einfach stehen.

Mein Kopf ist wie leergefegt. Ich muss in die Sommerschule, zusammen mit Chester und den Hills.

Mein Magen rebelliert und ich schaffe es gerade noch auf die Gästetoilette, um mich zu übergeben.

. . .

Ich komme fünf Minuten zu spät zum Auto und James meckert rum, knallt mir irgendwas wie »absichtlich trödeln« an den Kopf und fährt los, kaum habe ich die Tür geschlossen. In meinem Mund brennt der Geschmack von Magensäure und ich trinke einen Schluck Wasser, um ihn zu neutralisieren.

Am liebsten würde ich heute schwänzen, aber dann wird Direx Thompson vermutlich bei Dad anrufen. Weil ich so oft fehle, muss ich jedes Mal ein ärztliches Attest vorlegen. Nein, das geht nicht. Dad wäre stocksauer und am Ende bekäme ich womöglich irgendeinen Sozialdienst von der Schulleitung aufgebrummt und müsste noch mehr Zeit in der Kensington verbringen.

Aber ich schaff das heute nicht. Ich fühle mich immer noch wie betäubt. Das Wort Sommerschule schwebt wie ein Damoklesschwert über meinem Kopf. Nur wie durch Watte bekomme ich mit, dass Arizona auf dem Beifahrersitz schon wieder wegen der abgesagten Tournee vor sich hin schimpft.

»Zwanzig Konzerte, James! Wie kann man nur zwanzig Konzerte einfach so absagen? Und kein Wort darüber im Netz. Wie haben die es geschafft, das geheim zu halten?«

»Hält diese dämliche Band nicht alles geheim? Sogar ihre Identität?«

Arizona atmet tiefer ein als gewöhnlich, vermutlich ärgert sie sich über das *dämlich*. »Nicht alles. Asher Blackwell wird in einer Klinik bei Minneapolis behandelt ... Da kann man sich ja denken, worum es geht.«

»Und worum geht es?« Jetzt klingt James wieder wie ein Therapeut, der *Was macht das mit dir?* fragt. Natürlich, er redet ja auch mit Arizona!

Diese schnaubt. »Alkohol und Drogen natürlich, was denn sonst, Jamesville! Das ist doch immer so bei den Rockstars, oder? Ich glaub's einfach nicht. *Demons'n'Saints sagt wegen privater Unpässlichkeiten Tournee ab ...* Oh Mann!« Sie tippt sich an die Stirn. »Was ist das überhaupt für ein bescheuertes Wort. Unpässlichkeiten. Sag das fünfzehn Mal hintereinander und du bist dir sicher, es existiert gar nicht!« Sie sieht flüchtig über ihre Schulter und für einen Moment hofft ein verrückter Teil von mir, dass sie mich anlächelt, aber offenbar war das Umdrehen nur ein alter Reflex. Sie weiß, dass ich schöne und seltsame Wörter liebe. Noch vor einem Jahr hat sie mir hin und wieder welche in mein kleines Notizbuch geschrieben: *Kansas' Strange & Beautiful Words. A Collection*. Immer abends, wenn sie nach dem Essen in mein Zimmer kam, um mir von ihren neusten Love-Interests zu erzählen. Meist saß sie im Schneidersitz

mit ihren geringelten Overknee-Strümpfen auf meinem Bett, die Haare noch nass in einen überdimensionalen Turban gewickelt, den Bleistift zwischen den Zähnen, als müsste sie scharf nachdenken. Dabei bin ich mir sicher, dass sie sich die Wörter vorher überlegt hat.

- *Kaventsmann (Was bitte ist ein Kavent?)*
- *Anfurten (vor allem die Grauen. Um Himmels willen, Frodo, wohin soll man von dort aus kommen?)*
- *Langmut (Langer Mut? Gibt es auch einen kurzen?)*
- *Notdurft (bäh – ekelhaft!)*

Das sind die letzten in meinem Buch, die von ihr den Seltsam-Stempel aufgedrückt bekommen haben, aber das ist schon über ein Jahr her. Seither haben weder sie noch ich weitere Wörter oder Sprüche gesammelt. Ich nehme an, wenn sie noch mit mir reden würde, hätte sie heute *Unpässlichkeit* dazugeschrieben.

Wieder spüre ich diesen Stich des Vermissens in meiner Brust, doch Arizona hat sich schon wieder James zugewendet, als bedeutete ihr flüchtiges Über-die-Schulter-Sehen gar nichts.

Bekommen sehe ich aus dem Fenster und wünschte, ich wäre Arizona und ein Asher Blackwell mit Unpässlichkeiten wäre mein einziges Problem. Ganz bewusst lese ich die Schilder am Straßenrand, um mich von dem bevorstehenden Schulalltag abzulenken: *Flint Oil Industrie* – das ist die Öltraffinerie, zu der James, Ari und ich oft heimlich geradelt sind. Bis tief in die Nacht haben wir dort mit einer Wagenladung Häagen Dazs Cookies & Creme die Pipelines, Tanklager und Schornsteine bestaunt. Im wilden grünen Flackern der Lichter glänzten die stählernen Destillationstürme wie ein magisches Portal in eine andere Welt. Von der Raffinerie sind wir im Anschluss oft zum Old Sheriff gelaufen, der stillgelegten Eisenbahnbrücke, auf der wir als Kinder manchmal gespielt haben. Verbotenerweise selbstverständlich.

Ich blinzele.

Dan Applebee's Burger & Grill, der In-Treff der Hills. *Rose Garden Clinic*, der Krankenhauskonzern, in dem mein Dad als Kardiologe arbeitet und Chesters Vater Chefarzt und ärztlicher Direktor ist.

Ich atme tief durch. Ich schaffe das heute nicht. Aber wenn ich nicht gehe, wird alles nur schlimmer. Sozialdienst bedeutet, bis abends in der Kensington bleiben zu müssen. Dad wird das mit der Sommerschule nicht rückgängig machen. Wenn er eine Entscheidung getroffen hat, ist sie unumstößlich. So wie die Entscheidung, Mums Namen nicht mehr auszusprechen und alle Bilder von ihr zu vernichten. Wenigstens konnte ich dieses eine Foto auf meinem Nachttisch vor dem Feuer im Vorgarten retten.

Ich schlucke und höre auf, die Nägel wie eine Gestörte in meine brennende Handfläche zu graben. Vorsichtig öffne ich die Faust und betrachte meine linke Hand. Sie ist vernarbt und schwielig. Eine Wunde eitert, die andere nässt.

»Ach du meine Güte!«, entfährt es Arizona in diesem Moment und erst denke ich, es bezieht sich auf den Zustand meiner Hand und schiebe sie schnell unter meinen Oberschenkel, doch Arizona redet schon weiter: »Ben Adams ist gestern in einer Nacht- und Nebelaktion aus der Haftanstalt bei Minneapolis ausgebrochen. Die ist hier ganz in der Nähe.«

»Wer zur Hölle ist denn jetzt wieder Ben Adams?«

Arizona seufzt und tippt auf die Zeitung auf ihrem Schoß. »Ein junger hübscher Kerl mit Hipster-Bart, vermutlich bewaffnet. Hat sich einen Tunnel aus seiner Zelle gegraben und sich danach irgendwo abgeseilt. Gesucht wegen Geiselnahme und Erpressung.«

Hinter uns heult ein Motor auf und ein schwarzer Porsche schießt an uns vorbei. Chesters Porsche, das erkenne ich an dem s-förmigen Kratzer am Heck.

Lass mich an der Ecke Cottage Ave und Lincoln Road raus, tippe ich in mein Handy und halte es James bei der nächsten roten Ampel unter die Nase.

»Wieso?« Er betrachtet mich argwöhnisch im Rückspiegel und sieht mit den schwarzen wilden Locken fast aus wie Dad.

Bin dort verabredet, wir laufen den Rest!, tippe ich.

Er seufzt, als durchschaute er die Lüge sofort. »Ich fahre dich zu deiner Schule und sonst nirgendwo hin. Wenn ich dich bei der Lincoln rauslasse, kommst du zu spät.«

Ich bin verabredet!!!, schreibe ich mit drei Ausrufezeichen und einem Gefühl von Panik in der Brust. Ich kann nicht in die Schule. Meine Schutzschilde funktionieren heute nicht.

Die Ampel schaltet auf Grün und er schüttelt nur den Kopf.

Er fragt nicht einmal, mit wem ich verabredet bin, so wenig glaubt er die Lüge. Klar, ich habe schließlich keine Freunde, wer sollte sich schon mit Kansas Montgomery treffen!

Fieberhaft überlege ich, was ich tun soll, während James stoisch über die Hauptverkehrsstraße braust. Ich hasse es, dass sie mich immer wegdrücken wie ein unerwünschtes Telefonat, vielleicht fuchtele ich deshalb mit meinem Handy vor James' Gesicht herum.

Plötzlich schreien beide auf.

»Scheiße!« – »Pass auf!«

Bremsen quietschen. Ein harter Ruck katapultiert mich nach vorn, mein Kopf prallt gegen die Kopfstütze des Beifahrersitzes.

»Verfluchte Scheiße, Kansas! Bist du verrückt?«, fährt James mich erbost an.

Erschrocken richte ich mich auf und reibe mir über die Stirn. Der Wagen steht.

James sieht grimmig von mir auf die Straße, die Hände fest um das Lenkrad geklammert.

»Sie kann nichts dafür, er ist dir direkt vors Auto gerannt. Todessehnsucht oder so«, verteidigt mich Arizona ausnahmsweise und ich höre den Schreck in ihrer Stimme. »Zum Glück hast du ihn nicht erwischt.«

»Sie hat mich mit ihrem Scheißhandy total abgelenkt!«

Rasch rutsche ich ein Stück in die Mitte, lehne mich vor und werfe einen Blick auf den jungen Mann, der offenbar der Grund für das scharfe Bremsen war.

Er steht rechts neben der Kühlerhaube und schaut durch die Frontscheibe ins Innere. Finster zusammengekniffene Augen taxieren uns einen nach dem anderen und auch wenn seine blonden Haare tief ins Gesicht fallen, erkennt man deutlich, dass uns der Typ am liebsten bei lebendigem Leib rösten würde. Für einen Moment habe ich ein Déjà-vu, als hätte ich ihn schon mal irgendwo gesehen, aber wenn, wäre es keine gute Erinnerung.

»Kennst du den?« Arizonas Stimme klingt eine Spur zu schrill.

»Nein.« James steigt aus. »Bist du okay?«, fragt er an den Blonden gewandt.

Der Typ mit dem finsternen Blick erwidert nichts, sondern starrt immer noch durchdringend ins Innere des Wagens, als hätte er völlig vergessen, wo er ist.

»Meine Güte, eine Mischung aus Rebell- und Surfer-Charme«, flüstert Arizona ehrfürchtig vor sich hin. »Ganz sicher ein Hill.«

Hills, so nennt sie die superreichen Kensington-Typen, die im hügeligen Westen von Cottage Grove wohnen. Typen wie Chester, Hunter und Zachery. Scheißkerle, auf die sie steht. Doch Mr. Gloomy-Eye trägt Jeans und T-Shirt, keine karierte Stoffhose mit Burberry-Polo, in denen die Hills immer aussehen, als gingen sie nach der Schule direkt auf den Golfplatz.

Als ich mich urplötzlich Auge in Auge mit ihm wiederfinde, rutsche ich instinktiv ein Stück zurück. Mein Herz schlägt plötzlich schneller.

»Hey, alles klar bei dir?«, fragt James jetzt lauter. »Brauchst du Hilfe?«

Der Blonde weicht zur Seite, ohne James Beachtung zu schenken. Langsam geht er in die Hocke. Erst da entdecke ich das heillose Durcheinander, das sich über den Bordstein und den Straßenrand verteilt. Irgendwelcher Mechanikkram, eine Rundschnalle und metallene Ösen. Nichts, was man in der Schule benötigt, und für einen Schüler scheint er sowieso zu alt zu sein.

Noch ehe ich weiter darüber nachdenken kann, hupen mehrere Autos hinter uns los. Ich sehe durch die Heckscheibe. Wir stehen mitten auf der Straße und verursachen einen Stau.

»Dann eben nicht!«, ruft James und zuckt mit den Schultern. Er steigt wieder ein und schlägt die Tür zu. »Übrigens, Arizona, Sigmund Freud nannte es Todestrieb, nicht Todessehnsucht.«

Mr. Gloomy-Eye kniet immer noch gefährlich nahe am Wagen, um den Inhalt seines Rucksacks aufzusammeln. Er scheint sich nicht darum zu scheren, ob er überfahren wird.

»Egal was für ein Trieb ... Hast du diesen Blick gesehen? Als wollte er uns erdolchen ... das war so sexy ... Oh Mann, eine glatte Zehn!«

James beachtet sie nicht weiter und wirft mir einen bitterbösen Blick zu. »Steck sofort dein Handy ein. Ich fahre dich jetzt zur Kensington, keine Widerrede! Und ich rufe bei Dad an, dass du schon wieder schwänzen wolltest. Vielleicht kommt er ja persönlich vorbei, um dich zu kontrollieren.« Seine Augen funkeln. »Schau mich nicht so an, als wäre ich das Ungeheuer! Du hast dir das alles selbst zuzuschreiben. Es ist kein Wunder, dass du keine Freunde hast, wenn du deine Mitschüler bestiehlst! Sei wenigstens so mutig und steh es durch.« Kopfschüttelnd gibt er Gas, dann sagt er nur noch: »Ich frage mich manchmal, wohin

meine kleine Schwester verschwunden ist. Was ist bloß aus dir geworden? Verstehst du sie noch, Ari?»

Arizona antwortet nicht. Sie sagt einfach gar nichts zu meiner Verteidigung.

Meine Hände zittern und ich beiße mir ganz fest auf die Unterlippe. Ich stehe es einfach durch. Vielleicht hatte Mum ja doch recht. Vielleicht muss ich einfach nur lange genug warten, vielleicht wird dann alles gut.

